

■ Zeitgeschichte des Selbst

Pascal Eitler/Jens Elberfeld (Hg.), Zeitgeschichte des Selbst. Therapeutisierung, Politisierung, Emotionalisierung, Bielefeld (transcript Verlag) 2015, 394 S., 34,99 €

Die Frage nach Subjektivierungsprozessen hat seit einigen Jahren in der zeithistorischen Forschung Konjunktur. Ausgehend von Ulrich Bröcklings »unternehmerischem Selbst« wurden unlängst das »präventive Selbst«, das »beratene Selbst«, das »schöne Selbst« oder aber auch das »erschöpfte Selbst« eingehend analysiert. Mit der »Zeitgeschichte des Selbst« legen Pascal Eitler und Jens Elberfeld einen Sammelband vor, der eine Synthese der verschiedenen Themenfelder unternimmt und damit Subjektivierung als ein neues Narrativ einer Gesellschaftsgeschichte der Bundesrepublik präsentiert. Dies sei für die Forschung gewinnbringend, da sich wandelnde Selbstverhältnisse nicht nur ein Effekt, sondern auch ein Motor von Veränderungsprozessen sein können.

Ausgehend von der Beobachtung, dass gegenwärtig verstärkt neue Praxisfelder des Sozialen wie beispielsweise Gesundheit, Alter oder Arbeit mit Michel Foucaults Gouvernementalitätskonzept in historischer Perspektive bearbeitet werden, setzen sich die Herausgeber in ihrer programmatischen Einleitung das Ziel, eine umfassende Kontextualisierung von Subjektivierungspraktiken vorzunehmen. Dabei geht es in erster Linie darum, sich wandelnde Selbstverhältnisse auf der Mikroebene an die Makroebene zurückzubinden. Bevor dies jedoch in 14 inhaltlichen Beiträgen geschieht, gibt Andreas Reckwitz eine sehr gut fundierte soziologische Einführung in eine praxeologische Analyse von Subjektivierungsprozessen. Reckwitz führt hier zentrale Punkte an, die für solch eine Analyse wichtig sind. Dazu zählen beispielsweise der zu berücksichtigende Zusammenhang von Subjekt- und Objektkulturen oder die Beachtung von

Gefühlen und Affekten. Allein eine etwas stärkere Verknüpfung mit historischen Fragestellungen hätte der an sich lohnswerten Umsetzbarkeit seiner Methoden gut getan.

Inhaltlich stehen mit »Therapeutisierung«, »Politisierung« und »Emotionalisierung« drei Prozesse im Vordergrund, die um und nach 1968 in besonderer Weise die Selbstverhältnisse der Menschen prägten.

Therapie und Beratung sind zwar keine genuinen Praktiken der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, dennoch erfuhren sie in dieser Zeit einen enormen Bedeutungszuwachs, was sich zum Beispiel durch die hohen Verkaufszahlen von Ratgebern jeglicher Art und der Etablierung neuer Berufsfelder zeigt. Grundlegend dafür ist die in dieser Zeit in der Gesellschaft wichtiger werdende Erkenntnis, dass die Arbeit am Selbst kein Ende habe und das Selbst damit permanent verbesserungswürdig sei. Ein gutes Beispiel dafür sind die bildungspolitischen Debatten der 1960er und 1970er Jahre, die Maik Tändler in seinem Beitrag näher behandelt. In den bildungspolitischen Diskussionen wurde ein Lehrersubjekt gefordert, welches verstärkt eigenverantwortlich handelt, sich regelmäßig selbst hinterfragt und seine Berufspraktiken ständig optimiert. Des Weiteren sind Therapeutisierungsprozesse auch durch die Aneignung von Expertenwissen durch Laien geprägt. Ausgehend vom »Psychoboom« zeichnet Jens Elberfeld nach, wie Wissen über die Psyche des Menschen durch den Beruf des Psychotherapeuten und später in sogenannten Coachings weitergegeben wurde. Doch auch wenn das Wissen sich teilweise verlagerte, hatten Experten weiterhin als Ratgeber großen Einfluss auf die Umsetzung der Subjektivierungspraktiken. Tobias Dietrichs Auseinandersetzung mit der Erfolgsgeschichte des Joggings macht ersichtlich, welche Rolle Experten bei der Deutung von Jogging als spiritueller Praktik innehatten.

Der Begriff der »Politisierung« wird von den Herausgebern als Alternative zu »Liberalisierung« verwendet, da ersterer weniger

moralisch konnotiert sei. Wie weit Politisierungsprozesse reichten, deutet Alexa Geisthövel mit ihrer Analyse des Disco-Booms der 1970er Jahre an. Das unpolitisch erscheinende Phänomen der Disco-Kultur erfuhr seine Politisierung durch Sozialwissenschaftler_innen, die es als Symptom einer spätkapitalistischen Krise deuteten. Dass es neben Politisierungsprozessen auch Entpolitisierungsprozesse gab, wird im Beitrag von Peter-Paul Bänziger zur AIDS-Arbeit in den 1980er Jahren in der Schweiz gut ersichtlich. Die kurz nach dem Aufkommen von AIDS diskutierten Seuchenszenarien wurden bald verworfen. Stattdessen wurden Aufklärungsstrategien implementiert, die an die Eigenverantwortung der Bürger_innen appellierten. Mitverantwortlich dafür waren AIDS-Aktivist_innen, die sich im Laufe der Auseinandersetzung mit dieser Krankheit zu Expert_innen entwickelten, wodurch sich auch ihr Selbstverständnis änderte. So nahmen sie sich kaum noch als politische Aktivist_innen, sondern vielmehr als unabhängige Expert_innen wahr.

Als letzter Leitprozess steht die »Emotionalisierung« im Zentrum des Sammelbandes. Wenn man zunächst vermutet, dass damit eine derzeit hohe Forschungsnachfrage bedient werden soll, können Eitler und Elberfeld dies argumentativ überzeugend entkräften, indem sie deutlich machen, dass Gefühle seit den 1960er Jahren verstärkt zu einem »Aufgabengebiet« in Selbstfindungs- und Selbstverwirklichungsprozessen geworden sind. Gefühle werden daher von ihnen als »physisch zu erlernende und einzuübende Selbsttechniken« verstanden. Als solch eine Selbsttechnik deutet Florian Schlecking den Konsum psychedelischer Drogen um 1970, mit dessen Hilfe versucht wurde, ein »authentisches Selbst« zu generieren. Annika Wellmanns Beitrag zum Thema »silver sex«, der auch im Kontext der Therapeutisierung hätte platziert werden können, beschreibt den Prozess von der zunächst bestehenden Pathologisierung der Sexualität älterer Menschen über die Verwissenschaftlichung hin

zur Normalisierung. Das neue politisch-pädagogische Paradigma vom »lebenslangen Lernen« fand Wellmann zufolge auch in den Ratschlägen zur Alterssexualität Anwendung.

Nach der anregenden und durchaus kurzweiligen Lektüre des Bandes stellt sich die Frage: Braucht man eine Zeigeschichte des Selbst? Die Antwort lautet: Unbedingt! Denn der Band macht an vielen Stellen deutlich, wie gewinnbringend die Betrachtung von Subjektivierungsprozessen auch für größere, gesellschaftsgeschichtliche Fragestellungen, wie der nach den Entstehungsbedingungen des neoliberalen Staates, sein kann.

I22

Grundsätzlich muss man sich gleichwohl etwas verwundert fragen, wie eine »Zeitgeschichte des Selbst« fast gänzlich ohne Quellen auskommen kann, in denen das »Selbst« überhaupt einmal zu Wort kommt. Nur in wenigen Beiträgen wird ersichtlich, ob die beschriebenen Prozesse tatsächlich auch bei den Subjekten angekommen und von ihnen umgesetzt wurden. Durch eine stärkere Einbeziehung von Selbstzeugnissen könnte eine Zeitgeschichte des Selbst weitere analytische Tiefenschärfe gewinnen.

PIERRE PFÜTSCH (STUTTGART)